

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pf. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pf., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pf., auswärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 47.

Freitag, den 25. Februar 1898

5. Jahrgang

Hierzu eine Beilage

## Michael Davitt über Australien.

Aus London wird der „Leipz. Volksztg.“ vom 13. Februar geschrieben:

Einer der interessantesten irischen Abgeordneten, Mr. Michael Davitt, hat soeben ein Buch über Australasien — so heißt man hier die australischen Kolonien, einschließlich Neuseeland und Tasmanien — veröffentlicht, wo er etwa 7 Monate zugebracht hat.

Michael Davitt kam mir zum ersten Mal zu Gesicht während der Verhandlungen vor der berühmten Barnell-Kommission, vor der er als Angeklagter erschien. Der einarmige, dunkelhaarige, bärtige Mann war leicht unter der Menge erkennbar, denn er schrieb mit seiner linken Hand, und seine Verteidigungsrede machte einen ausgezeichneten Eindruck auf die drei mit Perücken gezierten Richter, deren einer ihm ganz besonderes Lob für seine gerade und aufrichtige Sprache spendete.

Später, im Jahre 1890, kam ich mit dem ehemaligen Zuchthaussträfling in persönliche Berührung. Er hatte das etwas riskante Geschäft eines Zeitungsredakteurs ergriffen und gab ein Wochenblatt, „The Labour World“ (Die Arbeiterwelt), heraus. Es war zur Zeit, als C. Stewart Barnell des Ehebruchs mit Mrs. D'Shea angeklagt und die irische Partei in zwei einander bitter bekämpfende Fraktionen zerklüftet war.

Ich wollte mir Nachrichten und Eindrücke verschaffen für einen Artikel über die Spaltung in der irischen Partei, und Michael Davitt war mein Gewährsmann. Ich fand den ehemaligen feinsinnigen Verschwörer in seinem kleinen Arbeitszimmer in der Nähe des Strandes und wir plauderten über Manches aus seiner eigenen Vergangenheit. Er war drei oder vier Mal im Gefängnis gewesen. Erst dieser Tage noch hat sich ein Minister, der vorwichtige Herr Curzon, berufen gefühlt, im Unterhaus auf die Handschellen anzuspielen, die Davitt öfters bei seinen Verhaftungen getragen. Davitt ertrug diese boshafte Stichelei, wie er früher die Handschellen trug, mit Gleichmuth — aber seine Parteigenossen haben den erbärmlichen Wicht von einem Lordling gezwungen, für seinen schlechten Witz Abbitte zu thun.

Wie er um seinen rechten Arm gekommen, hat er oft erzählt. Sein Vater war in der Hungersnoth, die Ende der vierziger Jahre Irland entvölkerte, von Haus und Hof vertrieben worden und nach Lancashire ausgewandert. Der kleine Michael mußte so früh als möglich sein eigen Brod verdienen. Er ging in einer Fabrik zur Arbeit, und kam einer Maschine zu nahe, die ihm den rechten Arm abriß.

Michael hat daher frühzeitig das Elend der Sklaven des modernen Industrialismus zu kosten gekriegt. Aber seine politische Laufbahn fing mit seiner Verbindung mit den Fenianern an, d. h. mit den irischen Patrioten, die mit Waffengewalt ihrer von England bedrohten Insel die Freiheit zu verschaffen suchten. Davitt war damals noch jung und begeistert, aber verbittert durch das Elend seiner Eltern.

Er nahm Antheil an dem verunglückten Sturm auf das Schloß von Chester und hißte seine Theilnahme an einem schlecht geplanten Versuche, Waffen nach Irland zu schmuggeln mit 7 Jahren Zuchthaus — er war zu 15 verurtheilt worden.

Er ist nachher Gründer der Landliga geworden, deren Grundzüge er im Gefängnis ausdachte. Er hat Parnell zu seiner Idee bekehrt und sein Name verdient mit größerem Recht als der Parnells in der Geschichte der irischen Agrar-Revolution den ersten Platz.

Michael Davitt hat mehrere Male Amerika als politischer Sendling besucht. Aber seine Reise nach Australien wurde unternommen, weil er diesen Kontinent im südlichen Weltmeer, wo die Arbeiter eine politische Rolle spielen, und seine sozialen Probleme studiren wollte.

Das Ergebnis ist dieser äußerst interessante, im Verlage von Methuen erschienene Band. Der englische Philister weiß von Australien gar wenig, die Berichte über Cricketspiele und Goldfunde nehmen in den englischen Zeitungen weit mehr Raum ein, als die Verhandlungen über die Föderation der australischen Kolonien,

die augenscheinlich nicht recht vom Fleck wil. Mr. Davitt giebt einen der Gründe an, weswegen das vom alten Sir S. Parkes mit Begeisterung befürwortete Projekt zur Zeit selbst in Australien wenig Anklang findet. Die Politiker und Advokaten in den großen Städten sind hauptsächlich für die Föderation eingenommen; die arbeitende Bevölkerung dagegen wünscht die Sache aufzuschieben, bis die Arbeiterparteien die Leitung der Dinge besser in die Hände bekommen haben.

Der große Ausstand vor acht Jahren hat diese Arbeiterparteien in's Leben gerufen, damals kam die arbeitende Bevölkerung zur Einsicht, daß ihre größte Hoffnung in der politischen Vereinigung liege. In Südaustralien und in Neuseeland hat die Verbindung zwischen den Liberalen und den Arbeiterparteien zu einer weit demokratischeren Gesetzgebung geführt, als in irgend einem anderen Erdtheil.

Mr. Davitt hat eine hohe Meinung von den australischen Arbeiterführern. Sie haben große Reizung und Fähigkeit für Politik, und überall fühlt man ein großes Interesse für alle sozialpolitischen Heilmittel. Der Verfasser beschreibt Australasien als „ein industrielles Reich nichtföderierter Arbeiternationen, wo weder Kriege noch auswärtige Politik ihre entfittlichen Einflüsse auf die friedlichen Programme und den Fortschritt der inneren Regierung geltend machen“. In Australien herrscht das Volk im besten Sinne des Wortes.

Ein australischer Konservativer würde in England als Radikaler, in Deutschland gar als Umstürzler verschrien. Die Leute sind nicht an Vorurtheile der alten Welt gebunden, sondern geneigt, neue Versuche anzustellen. Mr. Davitt nennt als solche die Arbeiterkolonien, die Besteuerung des Landes und andere, hier zu Lande als sozialistisch bezeichnete Experimente. Der Verfasser hat diese Arbeiterkolonien besucht und sie befriedigend gefunden. Er hat auch die Gefängnisse besucht — das war von einem ehemaligen Zuchthausler zu erwarten — und lobt die humane und rationelle Behandlung der Gefangenen. Die systematische Verbitterung vermittelt der Disziplin fehlt ganz. In ganz Australien giebt es keine einzige Trümmermühle, wie heute noch in England, der vorherrschende und gesunde Zug australischer Gefängnisse ist Industrialismus. Selbst in Tasmanien, wo es vordem von Verbrechern wimmelte, giebt es gegenwärtig kaum mehr schwere Verbrechen. Mr. Davitt giebt zu, daß in Australien ziemlich viel getrunken wird. Doch bezweifle ich die Wichtigkeit seiner Behauptung, daß weniger Trunkenheit vorkommt, als in England; wenigstens habe ich dort die Erfahrung gemacht, daß in den sogenannten besseren Ständen mehr getrunken wird und mehr Trunkenheit vorkommt, als in England.

Michael Davitt ist für die Aussichten der Kolonisten im offenen Lande sehr eingenommen. In den großen Städten, wie Melbourne und Sidney, bemerkt er dieselben unliebsamen Erscheinungen der alten Heimath — Müßiggänger und arbeitslose Männer.

Unter allen Kolonien in Australasien hat Neuseeland Davitt am besten gefallen. Er hat zum Reisegefährten den amerikanischen Humoristen Mark Twain gehabt, der in seiner launigen Weise sagte, Neuseeland sei von einigen Leuten aus Schottland besucht worden, die nach dem Himmel unterwegs waren und im Glauben, sie seien am Ziel angelangt, dort klieben. Wie viele andere Reisende, hat sich auch Mr. Davitt über die überschwängliche Anhänglichkeit der australischen Kolonisten an die englische Königsfamilie lustig gemacht. Diese Loyalität findet nämlich ihren Ausdruck in den Feiertagen an den Geburtstagen der königlichen Prinzen. Davitt wollte Briefmarken kaufen, fand aber das Postamt geschlossen, weil es der Geburtstag des Herzogs von Edinburgh war, den man in Deutschland als Herzog von Sachsen-Coburg kennt. Davitt beschwerte sich darüber und erhielt zur Antwort: Australien sei ein freies Land, wo es erlaubt sei, sogar loyal zu sein.

Der Verfasser giebt den Auswanderern einige Rathschläge. Australasien ist ein herrlicher Landstrich mit trockener Atmosphäre und klarem Himmel, einem gesunden Klima und Freiheit von sozialem oder politischem Druck. Handwerker finden aber wenig Beschäftigung. Wer dorthin auswandert, muß ins offene Land gehen und Landbau betreiben.

## Der Bala-Prozess.

Paris, 21. Februar.

In der Umgebung des Gerichtsgebäudes haben sich, da es regnet, nur wenige Neugierige eingefunden. Das Eintreffen der Offiziere ruft keinerlei Zwischenfall hervor. Bala wird von einigen Personen mit Pfiffen empfangen. Die Wandelgänge sind wenig belebt, der Sitzungssaal dagegen ist wieder überfüllt. Wenige Minuten nach 12 Uhr wird die Sitzung eröffnet, der Generalstaatsanwalt van Cassel beginnt sein Plaidoyer.

Er sagt mit einer wunderbaren Unverfälschtheit von einem Manne von Weltruf wie Bala: „Ein Mann, der Verfasser mehrerer Romane ist, die seinen Namen bekannt gemacht haben, hat in einer Zeitung einen Artikel mit der Ueberschrift: „Ich klage an“ veröffentlicht, und die Zeitung und der Schreiber des Artikels haben sich nicht gekümmert, die erstaunliche Beschuldigung in die Welt zu schleudern, ein Kriegsgericht habe einen Schuldigen auf Befehl freigesprochen.“

Demgegenüber rufe er aus: „Wir weisen diese Infamie, die Sie uns in's Gesicht schleudern, zurück; Sie müssen uns sagen, welches der Preis dieses Verrathes gewesen ist, Sie müssen ihn uns zeigen, diesen Befehl. Sie haben es aber nicht gethan und konnten es nicht thun. (Bewegung.) Misstrauen Sie, meine Herren Geschworenen, den großen Phrasen, die zu oft den Mangel an Beweisen verdecken; hier sind Ideen nöthig, aber keine hochtönenden Worte. In einer so ernsten Angelegenheit muß der Angriff durch Thatsachen gerechtfertigt werden, durch Beweise, die beizubringen man nicht einmal den Versuch gemacht hat. Welch unerträgliche Lage ist hier Offizieren und Generalen von ihren schamlosen Beleidigern bereitet worden! Man hat hier durch eine Gesetzesverletzung eine Revision angestrebt, die zu machen nicht unseres Amtes war.“

Der Generalstaatsanwalt spielt nun auf die Aussagen der Offiziere und Generale an und kommt zu dem Schlusse, seine persönliche Ansicht sei die, daß Esterhazy sich die in dem Bordereau enthaltenen Angaben nicht habe verschaffen können und daß das Bordereau also nicht von Esterhazy herrühren könne.

Der Generalstaatsanwalt geht nun auf den Ursprung der Affaire ein und spricht von der Campagne, die die Familie Dreyfus der Führer habe, sowie von den Aeußerungen des Präsidenten der Deputirtenkammer, des Kriegsministers und des Ministerpräsidenten in der Deputirtenkammer, welche letzterer erklärt habe, diese Affaire sei gerichtlicher, nicht politischer Natur. Im Senale sei die Haltung der Regierung die gleiche gewesen, und die in beiden Häusern angenommenen Tagesordnungen bezeugten das Vertrauen des Parlaments in die Erklärung der Regierung.

Der strebsame Regierungskuli wendet sich dann gegen die in der Aurore erhobene Anschuldigung, daß die Republik in Gefahr sei. „Wer solle im Ernste zu sagen wagen“, fährt van Cassel fort, „daß in unserem Lande Offiziere daran denken, einen Angriff auf das Leben der Republik zu machen? Ein einziger hat es einst gewagt, und dieser mußte seine Zuflucht zum Selbstmorde nehmen, mußte sich selbst befeitigen. Die Sorge um Gerechtigkeit ist nur der Vorwand gewesen, den Sie gemacht haben. Niemals wird in civilisirten Ländern gerichtliche Anarchie gestattet sein; das Revisionsverfahren ist einzig und allein das mögliche Rechtsmittel gegen die Ungefählichkeit, von der man spricht. Bis zur Stunde aber ist, wie ich hiermit bezeuge, kein Schritt in dieser Richtung versucht worden. Mit dem Tode in der Seele hat der Kriegsminister sich entschlossen, einen des Verrathes beschuldigten Offizier vor Gericht zu stellen, und als er sich dazu entschlossen hatte, hat er ihn sieben anderen Offizieren, seinen Standesgenossen, überwiesen, die in voller Unabhängigkeit sich über das Schicksal eines Kameraden ausgesprochen haben; alle gesetzlichen Vorschriften sind zur Anwendung gekommen und respektirt worden.“

Der Generalstaatsanwalt unterzieht nun die von Picquart in der Affaire gespielte Rolle einer Untersuchung, er sagt, mit vollem Rechte habe General Gonse in seinen Briefen den Untergebenen äußerste Vorsicht angerathen, wirft Picquart vor, er habe den Sinn eines der Briefe, auf die er sich vor Gericht zu stützen gedachte, entstellt, und verurtheilt strenge die Haltung Picquarts.

Der Generalstaatsanwalt kommt auf die Frage der Rorproffarte zu sprechen und sagt, General Gonse

habe es geschienen, daß dieses Schriftstück nicht als Unterlage für eine Anklage gegen Esterhazy dienen könnte. Redner spricht dann von der Unbilligkeit, die über die Dreyfusaffäre trotz zwanzigjähriger Freundschaft zwischen Scheurer-Kestner und dem Kriegsminister besteshe, sowie von der Ansicht des Senators Trarieu und sagt, Leblois habe die ersten Nachforschungen Scheurer-Kestners und Trarieu's irreführend. Das Schriftstück mit den Worten „diese Canaille von D.“ habe dem Clair nicht vom Kriegsminister mitgetheilt werden können. Von der Erklärung Thévenet's, von der Existenz oder der Mittheilung eines geheimen Schriftstücks sei hier nicht zu sprechen, das komme hier nicht in Betracht. Was die Erklärungen Faure's anbetreffe, so seien sie wohlthunende Phrasen, von denen man nicht mehr verstehe, als von seinen Behauptungen, daß das geheime Schriftstück mitgetheilt worden sei.

Der Generalanwalt hält für „ausgemacht“, daß Leblois mit dem Obersten Picquart und in dessen Bureauzimmer das geheime Aktenstück durchsucht habe; er hält dies für erwiesen namentlich durch die wiederholten Versicherungen des Obersten Henry und des Archivars Grivelin.

Auf die Zuhörer scheint der langsame und einbüßige Vortrag des Redners keinen besonderen Eindruck zu machen.

Die Vorwürfe anlangend, daß der Prozeß gegen Esterhazy bei verschlossenen Thüren oder vielmehr bei theilweisem Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde, sagt der Generalanwalt, wenn bei einer Erörterung das Ausland im Spiele sei, so müsse von Franzosen untereinander abgeurtheilt werden. (Bewegung.) Der Ausschluß der Öffentlichkeit sei dann eine Nothwendigkeit und es sei nur ein oratorisches Mittel, besser in einer öffentlichen Versammlung am Platze, als hier, wenn der Verteidiger Zola's dagegen protestiren konnte.

Zola habe in seinem Artikel auf die Auswahl der Offiziere des Kriegsgerichts hingewiesen. Diese Auswahl sei vor Allem durch den Grad des Angeklagten bestimmt; die Grade seien verschieden: alle Waffen seien darin vertreten und ein Verdacht könne in Hinsicht auf ein derartig zusammengesetztes Kriegsgericht nicht entstehen. Diese Richter seien so vollkommen unabhängig gewesen, daß sie sich, nachdem sie zunächst über die Frage des Ausschlusses der Öffentlichkeit verschiedener Ansicht gewesen, alle in Verneinung der Schuldfrage vereinigten.

Das Inquisitionsverfahren der Verteidigung gegenüber Esterhazy gleiche, fährt van Cassel fort, dem Messer des Chirurgen, das im lebenden Fleische herumwühlte. (Beifall im Hintergrunde des Saales, was den Generalstaatsanwalt zu dem Ausrufe veranlaßt: Ich bitte keinerlei Rundgebung zu machen, denn ich suche hier durchaus keine Wirkung bei den Zuhörern zu erzielen, ich spreche zu den Geschworenen und nicht zum Saale.) (Bewegung.)

Zu den Verteidigern gewendet, sagt van Cassel, sie hätten ihr Opfer klug ausgewählt. Geschworene, Richter und Kriegsgerichtsmitglieder, alle sprächen dasselbe Recht; Jedermann theile die Ansicht des Generals Billot, der in der Kammer erklärte, er habe Vertrauen zu den zwölf Bürgern, die berufen seien, in dieser Angelegenheit Recht zu sprechen.

Der Generalstaatsanwalt wendet sich dann zu Zola, dessen Vorgehen er ein schlechtes nennt, das streng beurtheilt werden müsse. Er huldtige, sagt van Cassel, dem Talente nur wegen des Guten, das es schaffen könne, nicht aber, wenn es Argwohn ausstreue und zur Revolte führen könne!!! Nein, fährt der Generalstaatsanwalt fort, es ist nicht wahr, daß sich ein Offizier hat bereit finden lassen, den anderen ihr Urtheil vorzuschreiben, nein, die sieben Offiziere des Kriegsgerichts haben nicht auf Befehl einen Freispruch gefällt, wie die Angeklagten zu behaupten gewagt haben. Ihr Wahrspruch wird ihre Lügen verklären, wir erwarten ihn mit Vertrauen. Sie werden verurtheilen, ohne zu zögern. (Anhaltende Bewegung.)

Um 2 Uhr wird eine Pause gemacht. Im Saale herrscht völlige Ruhe.

Bei Wiederaufnahme der Sitzung verliest der Angeklagte Zola eine Erklärung, wobei er sich der Zeugenschaft nähert. Er legt Verwahrung ein gegen die den Geschworenen zugewiesene Aufgabe, die nationale Ehre zu retten und ihn zu verurtheilen. (Lärm.) Er habe nie die Armee beschimpft, wie man sagte; er habe vielmehr einen Alarmruf ausgestoßen und überlasse es der Gesellschaft, seine Handlungen zu würdigen. Diejenigen, die Frankreich entehrten, seien Diebsteigen, die die Rufe: Es lebe die Armee! mit denjenigen: Nieder mit den Juden! vermischten und die es wagten: Es lebe Esterhazy! zu rufen — nach den Briefen, die dieser geschrieben. (Bewegung, Lärm.)

Zola fährt fort: Wenn ich hier stehe, so ist es, weil ich dies wollte, weil ich verlangte, vor Ihnen zu erscheinen, die Sie der Ausfluß der Gerechtigkeit des Landes sind. Zola beklagt sich, daß man ihm alles verweigert habe, und daß man die Zeugen terrorisirte. Ihretwegen, fährt er, zu den Geschworenen gewendet, fort, habe ich jetzt die Wahrheit an's Licht bringen wollen, ohne Erfolg vielleicht, aber hier stehe ich vor Ihnen und Ihre Gerechtigkeit wird walten.

Zola weist dann noch auf seine geringe Gewandtheit in den öffentlichen Angelegenheiten hin und fährt fort: Ihr Gedanke, den ich Ihnen im Gesicht zu lesen glaube, ist der: Nun ist es genug, es muß ein Ende gemacht werden. Ich verteidige meine Freiheit nicht, meine Herren, wenn Sie mich bestrafen, werden Sie nur dazu beitragen, mich zu erhöhen.

Sehen Sie mich an, meine Herren, bin ich ein Verkaufter und ein Verräther? (Bewegung.)

Ich bin ein freier Schriftsteller, der auf seinen Platz zurückkehren und seine unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen wird.

Zola wendet sich sodann mit Entrüstung gegen die Angabe, daß er Italiener sei und ruft aus: Nein, ich verteidige mich nicht; nicht wegen meiner Freiheit bin ich in Sorge. Beurtheilen Sie mich nur, wenn Sie wollen. Das wird ein Fehler mehr sein, es wird ein Samenorn sein, das aufgehen und verhindern wird, daß Beschwichtigung eintritt. Wenn das Land in unruhiger Sorge ist, so liegt die Schuld an der obersten Gewalt, die, in der Hoffnung einige Schuldige zu retten, hat verhindern wollen, daß die Wahrheit an den Tag komme. (Unruhe.)

Das Leben unseres Volkes selbst ist in Gefahr, fährt Zola fort. An Ihnen, meine Herren Geschworenen, ist es, die Wahrheit über diese Angelegenheit auszusprechen und Gerechtigkeit walten zu lassen. Zola spricht sodann davon, wie allen Völkern das Herz von diesem schmerzlichen Leiden bedrückt sei, das der Zweifel an der Schuld des Dreyfus entstehen ließ. Die Regierung, setzte er hinzu, der alles wohl bekannt ist, die wie wir von der Unschuld des Dreyfus überzeugt ist, wird dieses eines Tages kund thun und sie wird es bekannt geben, ohne irgend eine Gefahr zu laufen. (Anhaltende Unruhe.)

Vor der ganzen Welt ruft Zola aus, schwöre ich es, daß Dreyfus unschuldig ist. Zu drei verschiedenen Malen wiederholt Zola diese Behauptung von Dreyfus' Unschuld, während im Hintergrunde des Saales Murren und Pfeifen sich erhebt.

Es wird ein Tag kommen, schließt er seine Rede, wo Frankreich mir dafür danken wird, daß ich seine Ehre gerettet habe. (Langanhaltende Bewegung, Lärm und Murren.)

Hierauf beginnt der Verteidiger Labori sein Plaidoyer.

Unter allgemeiner Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft ergreift der Verteidiger Labori das Wort. Mit bedeutenden, packenden Worten leitet er seine Ausführungen ein und ruft mit vor Erregung zitternder Stimme, während man im Hintergrunde des Saales bereits zu protestiren anfängt: Ja, meine Herren, wir sind hier, um der Gerechtigkeit und des Rechts willen! (Anhaltende, lebhaft Unruhe.)

Sodann erhebt Labori den Vorwurf gegen die öffentlichen Gewalten, daß sie, irregeleitet von ihren vergänglichen Interessen, sich erst nach den Wahlen mit der Dreyfus-Angelegenheit beschäftigen wollten.

Wieviel Senatoren und Deputirte giebt es noch, ruft er aus, die noch an der Unschuld Dreyfus zweifeln? Die sind sehr gering an Zahl, das versichere ich Sie. Aber meine Herren, die Wahrheit wird auch ohnedies an den Tag kommen. Die Wahlen dieses großen Landes dürfen nicht über einem Geheimniß und über allerlei Zweideutigkeiten vor sich gehen! (Unruhe im Hintergrunde.)

Sodann huldtigt Labori allen jenen, die den Muth gehabt, ihre Handlungen mit ihren Gedanken in Einklang zu bringen: der geistigen Elite Frankreichs, Politikern und Journalisten, und unter diesen begrüßt er namentlich Madame Severine, die an der Bank der Presse den Verhandlungen bewohnt und, wie er sagt, uns mit ihren Artikeln der Mithilfe der edlen Frauen Frankreichs sichert, die das Samenorn werden aufsprießen lassen, das alles zum Lichte und der Wahrheit hingehen wird. Allen diesen gebührt Dank, denn sie werden einst Anspruch auf die Dankbarkeit des Vaterlandes haben.

In dem Theile seines Plaidoyers, der sich mit den Einzelheiten des Zolaprozesses beschäftigte, sagte Anwalt Labori, wenn man den Angeklagten nicht erlassen wollte, ihren Beweis mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu führen, wenn man Licht und Wahrheit nicht zum Durchbruch kommen lassen wollte, so wäre es besser gewesen, man hätte diesen Prozeß nicht eröffnet.

Aber diese Taktik, setzte Labori hinzu, ist verständlich: Indem man uns verhindert, selbst einen Theil der Wahrheit herauskommen zu lassen, wird bewirkt, daß dieser Prozeß wie ein zweiter Stein auf den Verurtheilten zuwächst, der auf der Teufelsinsel lebendig begraben ist. Und doch mußte ein Mann, der genug Autorität über ihn Anderer hätte, diesen revolutionären Brief, wie man ihn hier bezeichnet hat, schreiben. Die Revolution, die Zola begonnen hat, werden Sie, meine Herren Geschworenen, vollenden, indem Sie die Freisprechung aussprechen, die ich von Ihnen erbitte. (Lärm.)

Labori wandte sich sodann gegen den Ministerpräsidenten Meilne, dem er vorwarf, gesagt zu haben, man könne die Geschworenen nicht über die Generale urtheilen lassen. Sind denn die Generale, sagt Labori, über das gesetzliche Gewissen des Landes gestellt, wie Faure's die Geschworenen genannt hat? Giebt es denn unentbehrliche Militärs und würde nicht für einen, der verschwinden sollte, besser Kommandostab alsbald von einem andern gleich würdigen ergriffen werden. Was redete man doch hier vor den Geschworenen von dem Vertrauen zu dem Heere! Wir alle haben das Vertrauen zu unserm nationalen Heere, und Zola, der die Wahrheit und das Licht gewollt hat, ist der erste, der dies Vertrauen theilt. Und sehr zu Unrecht hat man hier gesagt, er habe die Armee beschimpft, wenn er einen Alarmruf erhoben hat, so hat seine Vaterlandsliebe ihn dazu getrieben.

Labori fährt fort: Viele sind seit 1894 bezüglich der Schuld des Hauptmanns Dreyfus in Unruhe verblieben. Labori führt einen Artikel Cavaignac an, der dieser Unruhe und dem Zweifel, der seit jener Zeit seinen Geist bedrängte, Ausdruck gab. Was anfänglich nur eine Besorgniß war, das wurde für manche bald eine Wessnung, sagt Labori, so auch für mich. Als dieser Zweifel nun ganz laut geäußert worden war, trat der „Eclair“ dazwischen und veröffentlichte, um ihn zu beseitigen, den Artikel mit der Ueberschrift: Der Verräther, der ein wahrhaftiges Lügengewebe ist.

Ich weiß nicht bestimmt, von wem dieser Artikel herrührt, ich werde Ihnen aber gleich beweisen, daß er vom Generalstab ausgegangen zu sein scheint, der auf diese Weise einen Keulenschlag vollführen wollte, wie er auch hierher gekommen ist, um deren eine Anzahl auszuführen durch leere und hohle Behauptungen, die er nicht durch den mindesten Beweis gestützt hat.

So enthielt, fährt Labori aus, der Artikel des „Eclair“ die Worte: „Diese Canaille Dreyfus wird recht anspruchsvoll“, während in dem Original-Schriftstück nur steht: „Diese Canaille Dreyfus...“ u. Einige Tage nach dem Erscheinen des Artikels traf der Verteidiger Dreyfus' Demange, einen alten Freund Salles, der ihm die erstaunliche Mittheilung machte, die bekannt ist: Ein Offizier, der zu dem Kriegsgericht gehört hatte, sagte zu Salles, daß Demange, wenn er, wie die Mitglieder des Kriegsgerichtes, ein Schriftstück gesehen hätte, das man ihnen, während sie der Verathung pflegten, zugehen ließ, keinen Zweifel mehr an der Schuld seines Klienten haben würde. (Bewegung.) Der Verteidiger wendet sich gegen ein derartiges rechtswidriges Verfahren und bemerkt, das von dem Syndikat verfolgte Ziel sei das, im Interesse der ganzen Menschheit zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit zu gelangen. Das Syndikat der Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, sagt er zu den Geschworenen, setzt die größte Hoffnung auf Ihren Scharfblick. (Lärmendes Murren im Hintergrunde.)

Eine Stimme ruft: Wie viel hat man Ihnen bezahlt? (Lärm.)

Labori wendet sich nach dem Hintergrunde des Saales und erwidert: Wenn wir Ihnen Geld gegeben hätten, so würden Sie uns applaudiren, anstatt uns zu unterbrechen unter Verleugung der Achtung, die Sie hier der Gerechtigkeit schulden. (Neuerlicher Lärm.)

Labori verliest mehrere im Antragsantrag im März, Juli und September 1897 veröffentlichte Artikel, in denen General Saussier, der Chef des Generalstabes General Boisdeffre, die Abtheilungen des Generalstabes sowie andere militärische Führer sehr hart mitgenommen werden. Andere von Labori zitierte Artikel der Libre Parole und der Autorite enthalten lebhafteste gegen die Armee und General Billot gerichtete Kritik.

Nach der Verlesung ruft Labori: Da haben Sie die Stützen der Armee! Da sind sie, die die Armee ihres Landes nicht beleidigen! Ich kennzeichne sie Ihnen, meine Herren! Hat Zola so etwas gethan? Nein, meine Herren, er sprach scharf, aber er beleidigte Niemand. Man nahm halbe Maßnahmen, man gab nur theilweise Licht, gestattete nur theilweise Debatten; alles nur theilweise. Aber da ich die Aufgabe habe, Ihnen den Beweis von dem guten Glauben Zolas zu erbringen, so werde ich Ihnen das sagen, von dem man nicht gewollt hat, daß man es Ihnen sage, denn am Ende muß man nicht aus den Augen verlieren, daß Zola sich hier verteidigt. Ich werde alle diese Angelegenheit betreffenden Thatfachen chronologisch zusammenfassen und werde mich bemühen, durch Vernunftgründe und Schlußfolgerungen das zu ergründen, was ich nicht weiß.

Hier unterbricht der Präsident Labori mit der Aufforderung, sein Plaidoyer morgen fortzusetzen.

Nach dem Schluß der heutigen Verhandlung spielten sich vor dem Gerichtsgebäude lebhafteste Scenen ab. Paul Deroulède, der frühere Präsident der Patriotenfliga, wurde mit den Rufen: Hoch Deroulède! Hoch die Armee! begrüßt. Zolas Abfahrt erfolgte unter Rufen: Nieder mit Zola! und Pfeifen.

Wie ein Telegramm aus Paris meldet, verurtheilt der Gerichtshof Zola zu einem Jahr Gefängniß und 3000 Franks Geldstrafe mit Stimmenmehrheit.

Das Urtheil gegen Clemenceau, Herausgeber der „Aurore“, lautet auf 4 Monate Gefängniß und 3000 Franks Geldstrafe.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

Die Flottenvorlage wird am Donnerstag in der Budgetkommission des Reichstages zur Verhandlung kommen in Verbindung mit dem Marineetat, nachdem die Kommission am Dienstag den Militärstat erledigt hat. Es ist also endlich der Zeitpunkt gekommen, wo man über die Absichten des Zentrums etwas Näheres erfahren wird, denn nun wird es Farbe bekennen müssen, obwohl es noch immer die Sache hinauszögern sucht, worauf eine Mittheilung hindeutet, die dahin geht, die Zentrumsfraktion werde erst nach Abschluß der ersten Lesung in der Kommission zu der Vorlage Stellung nehmen. Das läßt auf ein entschiedenes Auseinandergehen der Meinungen innerhalb der Fraktion schließen; durch die Hinausschiebung der Entscheidung soll offenbar der Krach verzögert werden. Vielleicht erhoffen die Führer auch von etwaigen Erfolgen der Kommissionsmitglieder einen Ausgleich der verschiedenen Meinungen innerhalb der Fraktion. Die Zentrumsvertreter in der Kommission.



Der Antrag Lieber wird gegen die Stimmen des Centrums und der Sozialdemokraten abgelehnt. Die Forderung wird bewilligt.  
Zur Errichtung eines Remontedepots für Württemberg werden nach dem Kommissionsantrag statt 250.000 Mk. nur 178.500 Mk. bewilligt.  
Der Rest des Extraordinariums gelangt debattelos zur Annahme, ebenso die Einnahmen.  
Damit ist die Tagesordnung erledigt.  
Das Haus vertagt sich auf Donnerstag 2 Uhr.  
Tagesordnung: Anträge Dr. Schneider (ZP.) und Dr. Lieber (B.), betr. die Verfassungsverträge.  
Schluß 4 1/2 Uhr.

## Lübeck und Nachbargebiete.

24. Februar.

**Achtung, Schneider!** Ueber das Geschäft von A. Deppert, obere Fleischhauerstraße Nr. 8, ist von den Schneidern Lübecks die Sperre verhängt.

Das Streikkomitee.

brüches schuldig gemacht hat, ein von Dnabrück wegen Raubes, und ein von Gütrow wegen schweren Diebstahls flechtlich verfolgter Arbeiter, sowie wegen Bettelns 9 Personen.

Der Senat hat am 19. d. M. den Schuhmann Joh. Joachim Gottfried Havemeister auf sein Ansuchen zum 1. April d. J. in den Ruhestand versetzt.

In das Handelsregister ist eingetragen am 23. Februar 1898: auf Blatt 196 bei der Firma „Abolf Dienau“: Proturist: Hugo Paul Fischer; auf Blatt 1860 bei der Firma „S. Wichmann“: Die Firma ist erloschen.

**Mekonvaleszentenheim.** Der Vorstand der Hanseatischen Invalditäts- und Alters-Versicherungsanstalt ist heute Nachmittag in Waldhusen zwecks Besichtigung eines Terrains, welches zur Errichtung einer Mekonvaleszenten-Anstalt geeignet erscheint.

**Germanischer Lloyd.** Nach den Listen des Germanischen Lloyd sind in der Zeit vom 8. bis 14. Februar 1898 folgende Seeschäden gemeldet worden: Totalverluste 24, davon 8 Dampfer und 16 Segelschiffe, 142 Beschädigungen, davon 91 Dampfer und 51 Segelschiffe, zusammen 166.

**Dummersdorf.** Eine öffentliche Volksversammlung wird am Sonntag, den 27. Februar Nachmittags 4 Uhr bei Herrn F. Duißau stattfinden. Der Kandidat der sozialdemokratischen Partei für den Wahlkreis Lübeck, Genosse Th. Schwarz, wird über „Die bevorstehende Reichstagswahl und die Sozialdemokratie“ sprechen.

**Glesendorf.** Eine öffentliche Volksversammlung tagt am kommenden Sonntag, Nachmittags 3 Uhr, im Lokale der Wwe. Teckenburg. Genosse Th. Bartels-Lübeck spricht über „Die bevorstehende Reichstagswahl und die Sozialdemokratie.“

**Bausdorf.** Eine öffentliche Volksversammlung findet am kommenden Sonntag, Abends 7 Uhr, im Lokale des Herrn N. Oschke statt. Genosse Th. Bartels-Lübeck referiert über „Die bevorstehende Reichstagswahl und die Sozialdemokratie.“

**Hamburg.** Am erstenziehungstage der 4. Klasse der 813. Hamburger Stadt-Lotterie wurden folgende Nummern mit nachstehenden Hauptgewinnen gezogen:

Nr. 16722 mit 65.000 Mk. Nr. 24213 mit 1000 Mk. Nr. 1020 14996 20581 57258 62606 63103 63461 73840 73895 81743 88067 94695 100590 111202 mit je 200 Mk. (Ohne Gewähr.)

**Hamburg.** Gegen die Fleischvertheurer. Die Altonaer Schlächter-Kommunion richtete eine Petition an den Bundesrath und den Reichskanzler, in der sie auf Grund der gemachten Erfahrungen darum

ersucht, weitere Maßregeln behufs Verschärfung des Einfuhrverbots von lebendem Schlachtvieh zu verhindern.

**Rosod.** Eine außerordentlich gut besuchte öffentliche Versammlung fand am Freitag Abend in der „Warnow-Halle“ statt. Der Saal erwies sich als viel zu klein, so daß auch die Nebenräume in Anspruch genommen werden mußten. Als besonders erfreulich zu bezeichnen ist es, daß Frauen und Mädchen zahlreich erschienen waren. Fräulein Waader aus Berlin erhandelte in längerer Rede die Frage: „Ist die Erwerbsarbeit der Frau, namentlich der verheiratheten, nothwendig?“ Die Rednerin erwarb sich den ungetheilten Beifall der Versammlung, welche nach kurzer Diskussion einstimmig folgende Resolution annahm: „Die heute Abend in der „Warnow-Halle“ anwesenden Frauen erklären sich mit den Ausführungen der Referentin voll und ganz einverstanden und verpflichten sich, ihre Männer in jedem wirtschaftlichen Kampfe kräftig zu unterstützen. Ferner erheben die Versammelten energisch Protest gegen jede Beschränkung des Koalitions- und Versammlungsrechtes, und werden immer bestrebt sein, sich dies Recht auf jedem gesetzlich erlaubten Weg zu sichern und zu erhalten.“

**Stadttheater.** Hermann Sudermanns interessante 3 Acter „Teja, Frischchen, Das ewig Männliche“ unter dem Titel „Morituri“ gehen morgen Freitag zum 1. Male wiederholt in Szene. Der stürmische Erfolg, den das Werk am Montag hatte, läßt einen starken Besuch erwarten. — Sonnabend wird eine reizende Lustspiel-Neuheit von Thilo von Trotha „Hofgünst“ zum 1. Male gegeben. — Für das Sonder-Abonnement zu den Mozart-Aufführungen nächste Woche hat sich gleich in den ersten Tagen der Abonnements-Eröffnung eine so überaus starke Nachfrage gezeigt, daß nur noch wenige Plätze frei sind. — Nächsten Dienstag wird zum Bewerke für das langjährige, beliebte Mitglied unserer Bühne Herr Sarau W. N. Hiers große Oper „Der Rattenfänger von Hameln“ gegeben.

Sternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 24. Februar

Der Schweinehandel verlief träge.  
Schweine: 730 Stück. Preise: Hammelstücken ohne Schwanz 58 Mk., 56-67 Mk., Lämmer 50-54 Mk. und Ferkel 54-56 Mk. pr. 100 Stück

## See-Berichte.

D. „Bar“, Eßers, ist am 22. Februar von Warnemünde nach Neufahrwasser abgegangen.  
D. „Rußland“, Koppel, ist am 23. Februar in Riga angekommen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Herzlichen Dank für die rege Theilnahme bei der Beerdigung meines Mannes, insbesondere Herrn Hauptpastor Petersen, sowie den organisierten Maurern Lübecks und auch allen Freunden und Verwandten.

**J. Voss Wwe., geb. Fischer, und Kinder.**  
Dem schönen August im 3. Lannengang 12 zu seinem 43. Wiegenfeste ein donnerndes Hoch! Eine Freundin.

**Zu verm. ein schönes heizbares Logis**  
Wilh. Menschel, Untertrabe 53

**Zu verm. 1 neuer Damenmastenanzug**  
(Schwarzwälderin) Preis 2,50 Mk. Belzerstr. 26a.

**Zu vermieten** ein eleganter Damen-Mastenan-  
anzug Neßterstraße 26.

**Flotter Herrenmastenanzug** billig zu ver-  
taufen oder zu vermieten. Damen-Mastenan-  
anzug zu vermieten. Dankwartsgrube 37.

**Gesucht zu Otern ein Malerlehrling**  
W. Suxdorf, Maser Schwart. Allee 131 a.

**Junge Mädchen** zur Erlernung des Putz-  
saches u. des Ladengeschäfts  
sucht H. Wolfsfeld, Solferinstraße 12.

**Gesucht ein Mann z. Brodausfahren**  
für Prozente. H. Bengelsdorf, Dankwartsgr. 41.

**Gesucht ein Lehrling**  
bei H. Fenninger, Böttcherstraße 13

**Gesucht zu Otern ein Lehrling**, welcher Lust  
hat, die Bäckerei zu erlernen.  
H. Bengelsdorf, Dankwartsgrube 41.

**Zu verkaufen zwei Zugänger**  
Kahlhorststraße 21.

**Zu verkaufen ein Kinderwagen**  
Dankwartsgrube 8.

**H. Müssig, Maler,**  
Karpfenstraße 24,  
empfiehlt sich zu allen in seinem Fach vor-  
kommenden Arbeiten.

**Allerfeinste Tafelbutter**  
Pfund 1,10 bis 1,15 Mk.

**Hofbutter 1,05 Mk.**  
empfiehlt die Butterhandlung von

**Th. Storm, Königsstr. 98.**  
Telephon 473.

**Landwurst**  
in ganz vorzüglicher Qualität  
empfiehlt

**Th. Storm, Königsstr. 98.**  
Telephon 473.

**Ihre nur aus bestem Hopfen und Malz ge-  
brauten Biere, Lager-, Tafel- und Münchener  
(nach Münchener Art gebraut), empfiehlt die  
Adler-Brauerei.**  
Inh.: G. Teichgräber.

**Oeffentliche  
Bauarbeiter-Versammlung**

am Sonnabend, den 26. Februar 1898, Abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstrasse 50.

Tages-Ordnung:

1. Die diesjährige Lohnbewegung der Bauarbeiter Deutschlands  
und die Haltung der übrigen Gewerkschaften der Baubranche.  
Referent: Kollege F. Krens-Hamburg.

2. Diskussion.  
Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
Der Einberufer.

**Hört! Hört!**  
**Die allbeliebten Hamburger Quartett-Sänger kommen!**  
Nur einmalige Soiree verbunden mit Doppel-Concert.  
**am Sonnabend den 26. Februar, 7 1/2 Uhr**  
**im Circus Variété Roterkrug.**  
Kleine Preise.

Durch die Expedition des Lübecker Volksboten  
ist zu beziehen:  
**Das Recht und die Rechtshilfe  
der Handlungsgehülfen.**  
Eine Denkschrift  
zur Revision des Handelsgesetzbuches und  
zur Vereinfachung des Klageverfahrens für  
Handlungsgehülfen.  
Von Richard Lipinski.  
Preis 25 Pfg.

**Va. Kalbfleisch Pfd. 30 Pfg.**  
**„ Schweinefleisch Pfd. 60 Pf.**  
**„ Queenfleisch Pfd. 50 Pfg.**  
empfiehlt:  
**W. Strohfeldt**  
73 Glockengießerstraße 73.

**Feinste u. hochfeinste Margarine**  
Pfd. 50 u. 60 Pfg., pr. weißes  
Schmalz Pfd. 45 Pfg., frisch  
gebrannten Caffee Pfd. 80, 100,  
120, 140, 150 Pfg., schöne süße  
Pflaumen Pfd. 25 und 30 Pfg.,  
Bakäpfel Pfd. 40 Pfg., Bad-  
birnen Pfd. 25 u. 30 Pfg., und  
alle sonstigen Colonial-Waaren  
billigt. Krummkeffer Doppel-  
kummel, Korn-Kummel, Rum  
u. s. w. empfiehlt  
**Rud. Kracht, Nageb. Allee 40.**  
**Herbstfang - Flohm - Heringe**  
en gros — en detail  
empf. Ludw. Hartwig, Obertrave 8.

**Folker's  
Möbel-Magazin**  
25 Mariesgrube 25  
empfiehlt  
gut gearbeitete Möbeln, Spiegel und  
Polsterwaren, vom einfachsten bis zum  
elegantesten, zu billigen Preisen.

**Oeffentliche  
Kartell-  
Versammlung**  
am Sonnabend den 26. Februar  
Abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 50.  
Tages-Ordnung:  
1. Antrag der Metallarbeiter.  
2. Ergänzung der Kommission.  
3. Erledigung verschiedener der Kommission zu-  
gegangener Sachen.  
Das Erscheinen sämtlicher Delegirten ist noth-  
wendig. Die Versammlung wird präcise 8 1/2  
Uhr eröffnet.  
Die Kommission.

**Gesangverein  
„Freiheit“.**  
Einladung zum  
**Ball mit Kappenfest**  
am Sonntag den 27. Februar  
im Lokale des Herrn Koch, „Einsegel“.  
Anfang 5 Uhr. Ende 2 Uhr.  
Entritt 50 Pfg., eine Dame frei. Garderobe 15 Pf.  
Musik vom Musiker-Gesangverein.

**Stadt-Theater.**  
Freitag: 99. Abonnem.-Vorst. 3. Abt. Gell.  
Neuheit! Zum 2. Male.  
**Morituri.**  
3 Acter von Hermann Sudermann.  
Sonnabend: 100. Abonnem.-Vorst. 4. Abt. roth.  
Zum 1. Male. Neuheit.  
**Hofgünst.**  
Lustspiel in 4 Acten von T. v. Trotha.  
**Speise-HalleHansa**  
Mönchstraße 24.  
Heute Freitag: Bohnensuppe, Schweinefleisch,  
Kartoffeln, Sauce, Sauerkohl.

## Chronik auf das Jahr 1848.

24. Februar.

Nachts zwei Uhr empfing der Marschall Bugeand, ein alter beim Volke gehähter Haudegen, den Oberbefehl über Armee und Nationalgarde. Im Gegensatz zu dieser Maßregel entschlossenen Widerstandes empfing jedoch, ebenfalls noch in der Nacht, Thiers den Ruf des Königs zur Kabinettsbildung. Die gefeiertsten Namen der liberalen Opposition sollten in der neuen Regierung vertreten sein. — Am Morgen standen in Paris mehr als 1500 Barricaden. Der Oberbefehlshaber beschloß mit seiner allerdings in vielen Gliedern erschöpften und durch das lange ungeordnete Herumstehen und die schlechte Verpflegung demoralisirten Truppe Verstöße in das Centrum der Revolution zu führen. Die Barricaden sollten zerstört, Widerstand ohne Schonung niedergeworfen werden. — Im Schloß konstituirte sich das liberale Ministerium. Seine Proklamationen, daß alle Volkswünsche befriedigt werden sollten, wurden jedoch kaum bekannt und von den Ereignissen der Straße überholt.

Die Armee begann sich bei der Berührung mit dem Aufbruch zu zerlegen. Eingeschlossene Truppentheile wurden zur Rückkehr veranlaßt. Die Mannschaften geriethen aus Keil und Glied, schüttelten den Volksmännern die Hand und vertheilten ihre Patronen. Um 11 Uhr wurde das Stadthaus vom Volke gestürmt. Das Verhängniß schritt weiter, schon trachten die Schüsse in der Nähe des Schlosses. Man dachte an Abdankung des Königs zu Gunsten des unwürdigen Grafen von Paris und einstweilige Regentenschaft durch dessen Mutter, die Herzogin Helene von Orleans, Wittve des frühzeitig verunglückten Sohnes Louis Philipps. Inmitten des von der Straße heraufdringenden Kampfgetüsches schrieb der König:

„Ich entsage dieser Krone, welche zu tragen die Stimme des Volkes mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge es ihm gelingen, die große Aufgabe zu lösen, die ihm heute zufällt!“

24. Februar 1848.

Louis Philippe.

Es war zu spät. Den Offizieren, welche die Kunde der Abdankung an das kämpfende Volk bringen sollten, schallte es bereits entgegen: „Vive la République!“ — Man hatte keine Truppen mehr dem Andrang zu widerstehen. Der König mit seiner Gemahlin und einigen Getreuen waren froh, einige Fiaker zur Flucht nach St. Cloud zu gewinnen. Unmittelbar darauf ergoß sich der Menschenstrom in das leerstehende Schloß. Wilde Freiheitsbegeisterung, gemischt mit einer Art Karnevalsstimmung, überkam die Masse, die das Schloß durchfluthete, wenig zerstörte und die Abzeichen des Königthums verhöhnte. Bald drängte sich ein phantastischer Zug aus dem Portal. Auf einem Karren wurden die Ueberreste der Ausstattung des Thronsaales mitgeführt. Der vergoldete Thronstuhl, von vier Arbeitern getragen, schwebte über der Menge. Auf dem Bastilleplatz vor der Julisäule wurde sodann der Thron unter dem Jubel der Menge verbrannt.

Die Herzogin von Orleans war mit ihren beiden Kindern in die Deputirtenkammer geflohen. Fast gleichzeitig erschien dort eine Abordnung der Republikaner, um im Parlament die Republik auszurufen. Scharen von proletarischen Barricadenkämpfern drangen bald in dem Sitzungs-

saal. Aus der Kämpferschaar und von den Galerien scholl es: Keine Bourbonen mehr! Nieder mit den Verräthern! Von verschiedenen Seiten wurde das Königthum zu halten gesucht. Einige Radikale, Ledru-Rollin, später auch Lamartine verlangten die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Da trachen Schüsse in der Vorhalle, neue Massen wälzen sich herein. Ein unbeschreiblicher Tumult entsteht. Aber nur ein Ruf durchbraust die Hallen und Gänge: Nieder mit den Korrupten! Vive la République! — Endlich gelingt es einigen Männern sich verständlich zu machen. Es werden für die provisorische Regierung vorgeschlagen: Ledru-Rollin, Arago, Marie, Dupont, Lamartine, Crémieux und Garnier-Pagès. Ein Arbeiter schießt auf das über dem Präsidium hängende Bild Louis Philipps, und dann fluthet die Menge, mit den Männern der provisorischen Regierung an der Spitze, dem Stadthaus zu. — Auf dem Redaktionsbureau der „Reforme“ war aber unterdessen von der äußersten Linken der Republikaner ebenfalls eine provisorische Regierung gewählt worden, die außer den auch in der Kammer Genannten die Redakteure des „National“, Marrast und Flacon, ferner den Sozialisten Louis Blanc und den Arbeiter Albert ufsahte. Diese letzteren traten ohne viel Förmlichkeiten in die Versammlung der im Stadthaus sitzenden Regierungsmänner und mußten wohl oder übel acceptirt werden. Vom Plage herauf drang vieltausendstimmig das Geschrei nach Proklamirung der Republik. Die elf Männer schwanken lange hin und her. Entschieden für die Republik waren nur wenige. Unten tobte das sich verathen glaubende Volk. Endlich, spät Abends, wurde das folgende Manifest bekannt gegeben:

„Die provisorische Regierung will die Republik, vorbehaltlich der Bestätigung durch das Volk, an welches unverzüglich appellirt werden wird.“

## Die Februar-Revolution in Paris.

Am 24. Februar, heute vor fünfzig Jahren, wurde in Paris der Julithron gestürzt. Die Kunde von dem Ausbruch der Revolution in Paris durchdrang 1848 mit Windeseile die europäischen Staaten, überall, besonders aber in Deutschland und Oesterreich, die höchste Aufregung hervorruhend. In langen Reaktionsjahren angeammelter Zündstoff war massenhaft vorhanden, in den blos der elektrische Funke von jenseits des Rheins zu fallen brauchte, um auch hier die Flammen der Volksbewegung hoch emporzuschlagen zu lassen. In dieser durch die That erfolgenden Propagirung des Gedanken der Revolution liegt die große Bedeutung des Februar-Aufstandes für die Länder östlich des Rheins.

Man hat diesen Februar-Aufstand eine „Revolution der Verachtung“ genannt, und nicht mit Unrecht. Louis Philipp, der Bürgerkönig, war gewiß nicht der schlechteste Monarch gewesen, der auf Thronen gesessen hat. Er hatte mit dem absolutistischen System der ihm vorausgegangenen Bourbonen gebrochen und in den späteren Regierungsjahren doch immerhin nur schüchterne Versuche zur Wiedereinführung desselben gemacht; er hatte keinerlei Tyranneneigenschaften, ging gut bürgerlich mit dem Regenschem unter dem Arm in Paris spazieren und führte keine Kriege. Aber unter seiner Regierung war wie nie zuvor ein System der Korruption, der allgemeinen Bestechlichkeit aufgekommnen. Oberster Grundsatz nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben war: „Verreicht Euch!“ und der Bürgerkönig war mit gutem Beispiel vorangeschritten. Selbst Besitzer eines ungeheuren Privatvermögens, hatte er seine ganze 18jährige Regierungszeit dazu benützt, um weitere Reichthümer aufzuhäufen.

So war den die Eifersucht, die man im Volke vor dem königlichen Haupte empfand, nicht gar groß. Trotzdem dacht; aber, als aus Anlaß des Verbots der Reformantette die Straßenunruhen

ausbrachen, niemand — auch die Sozialisten und die im Geheimen conspirirenden Republikaner nicht — daß die letzte Stunde des Bürgerkönigthums geschlagen habe. Das in seinen Tiefen aufgewühlte Volk machte Weltgeschichte auf eigene Faust. Als es in Folge der verweigerten Reformen scharfe Reibungen zwischen der Regierung und dem Bürgerthum gab, suchte dieses nothgedrungen Anklüh und Hülstruppen beim Proletariat. Der vierte Stand aber nahm, nach dem Ausbruche Scherz, das Spiel für Ernst und lud die nur demonstrativ angelegte Mine „mit wirklichem Revolutionspuls“.

Es war ein gewagtes Spiel gewesen, dieses heißblütige Volk in Bewegung und auf die Straße zu bringen. Als die Massen im Fluß waren, gab es kein Halten mehr. Der alte Pariser Revolutionskrater, dessen Stöße ja auch in den Jahren vorher von Zeit zu Zeit unter dem Julithron rumort hatten, warf in der einen Nacht vom 23. zum 24. Februar mehr als ein und ein halbes Tausend Barricaden empor. Eine überaus schnelle Arbeit war es gewesen, die hier allein aus revolutionärem Instinkt geleistet wurde. Und dieser Schwung der Freiheitsbegeisterung riß in jenen Tagen Alles mit sich fort. Auch die Waffengewalt, die man ihr entgegenwarf, blieb davon nicht unberührt. Die Bürgerwehr, die gegen den Aufruhr in's Feld geführt werden sollte, war ja von vornherein mit ihren Sympathien auf der Seite des kämpfenden Volkes. Aber auch die Linienregimenter zeigten keinerlei Neigung, für den Thron Louis Philipps in's Feuer zu gehen, und schonten das Volk, so viel sie nur konnten. Wie bezeichnend ist die folgende verbürgte Unterhaltung zwischen einem Offizier der Bürgerwehr und einem solchen der Linie: „Was werden Sie thun?“, fragte der von der Bürgerwehr, „wenn eine Volksmasse herankommt?“ — „Ich thue, was Sie thun“, antwortete der Linienoffizier. — „Nun, ich greife Sie nicht an.“ — „Ich thue, was Sie thun.“

Diese alles durchdringende, allen Widerstand lähmende, gleichsam in der Luft liegende Revolutionsstimmung überwältigte auch die Truppen. Dem Volke fiel eine Position nach der andern zu. Vor den andrängenden Kämpferschaaren wurden die Kasernen geräumt. Hier und da verbrähten sich sogar die Soldaten mit den Büfensmännern und schenken ihnen ihre Patronen. Dieser Geist war es, der den König von einer Konzeption zur andern führte. Von den wechselnden Ministerien des 24. Februars war immer jedes liberaler als das vorhergehende. Aber jedesmal kam die Erinnerung schon zu spät. Immer weiter gingen die Forderungen des siegreich vordringenden Volkes. Und als die im Schloß versammelten königstreuen Politiker den letzten Trumpf anspielen wollten, die Abdankung des Königs zu Gunsten seines Enkels, da war auch das bereits zu spät. „Nieder mit den Bourbonen!“ und „Hoch die Republik!“ schallte es von Barricade zu Barricade.

Kein Halten mehr. Das Volk stürzte jubelnd und lachend durch die von dem gestohlenen König verlassenen Tuilerien. Freudenstößen knallten in den Gemächern und auf den Höfen. Als man des Thrones ansichtig wurde, kam der Uebermuth der Sieger zum Durchbruch. Die Verhöhnungen der Abzeichen des Königthums nahmen kein Ende. Ein Karneval der Freiheit ward gefeiert. Alles jubelte, tanzte, schoß zum Fenster hinaus, lang die Marschkasse oder befehlte sich an dem Vertigen des aus den königlichen Kellern herbeigeschafften Weines.

Ein Augenzeuge berichtet: „Es war ein greulich und zugleich hochtragisches Schauspiel. Keschlos, Shakespeare, Schiller, Corneille und Lope de Vega hielten ihre Fantasie und ihr Genie vereinigen können und doch nichts so malerisches, dramatisches, erschütterndes, ununterbrochen tragisches erfunden, als diese unerhörte Reihe von Szenen, wozu Freundschaften tausendweis in die Luft knallten, so daß einem die Kugeln um die Ohren pfeiften.“ Gestohlen wurde nichts. Gold, Silbergeschirre, Werthpapiere, Schmuckstücke mit Juwelen blieben unberührt. Männer in zerrißenen Kleidern, die keinen Pfennig in der Tasche hatten, noch mußten, woher sie einen nehmen sollten, um zu Mittag zu essen, hielten Schildwache bei Millionen und hielten ganze Schubkarren voll Silber über die Barricaden hinweg nach der Bauf bringen.

Nachmittags 3 Uhr ging ein phantastischer Zug vom großen Vestibül des Palastes aus durch den Tuileriengarten und schwenkte in die Boulevards ein. Auf einem Karren führte man die Trümmer und Ueberreste der zerstörten Herrlichkeiten des Thronsaales. Der vergoldete Thronstuhl schwebte, von vier handfesten Büfensmännern getragen, über den Köpfen der Schaar. Hinterher eine fröhliche Menge, an den Enden ihrer Rippen Purpurfetzen, Brotsaltische und Hofuniformen, auf den Spitzen ihrer Bajonnette Fleischstücke, Brodlaibe, Speckseiten und leere Flaschen tragend,

Frau Foz, deren Adresse ich der Zeitung entnommen, empfing mich sehr freundlich. Ihre ganze Familie sei musikalisch, erklärte sie sogleich, und ihr Mann, welcher Major ist, wüschte, daß alle Kinder die „Schlacht bei Prag“ spielen. Ich zitterte vor Angst, als Frau Foz das Klavier öffnete und mich fragte, ob ich das Stück vom Blatt spielen könne. Die Musik war nie meine starke Seite. Als ich die Notenblätter überflog und las „Trommelwirbel“, da hatte ich keine Ahnung, wie das zu machen sei. Aber meine Angst war unnöthig. Raum hatte ich die Handschuhe abgestreift, fragt mich Frau Foz mit einem entrüsteten Blick auf meinen Trauring, ob ich verheirathet sei. Natürlich sagte ich „ja“, woraufhin sie noch ein paar Fragen stellte und, als ich bemerkte, daß ich nicht mit meinem Gatten zusammen lebe, aufsteht und merkwürdig steif ankündigt, ich möge mich nicht erst bemühen die „Schlacht bei Prag“ zu spielen, sie engagire keine verheirathete Person. Warum nicht, kann ich nicht begreifen.

Den 24. Mai. — Ich muß meinen Trauring abziehen. Es ist ja auch nicht nöthig, daß Jedermann weiß, daß ich eigentlich verheirathet bin. Heute wiederholte sich die Szene von gestern, nur daß Frau Barker mir in fast beleidigender Form die Thür öffnete.

Den 26. Mai. — Alle Versuche umsonst. Heute wäre ich ohne Bedenken engagirt worden; aber Frau Milton, eine gemüthliche, noch junge Dame, erklärte, sie könne nicht mehr als zwei Dollars die Woche geben, auch könne ich nicht in ihrem Hause schlafen, da sie zu wenig Räumlichkeiten habe. Da meine Miethge allein wöchentlich zwei Dollars beträgt, mußte ich schweren Herzens ablehnen.

Den 28. Mai. — Gestern versuchte ich es in zwei Geschäften. Beide Inhaber engagiren nur Verkäuferinnen mit Zeugnissen oder Empfehlungen. Was soll ich thun?

## Der Kampf um eine Million.

Roman aus dem New-Yorker Leben.

Frei nach dem Amerikanischen.

Von Erich Friesen.

(47. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten).

XXXIII.

Was die folgenden Tage bringen, zeigen einige Seiten aus Irene's Tagebuch.

Den 14. Mai. — Mein Zimmerchen ist wirklich ganz hübsch, besonders für den mäßigen Preis von zwei Dollars die Woche mit Bedienung. Nachdem ich mir einige nothwendige Kleinigkeiten, zusammen für drei Dollars angeschafft habe, bleiben mir noch 10 Dollars. Damit kann ich eine Woche leben. Bis dahin muß sich eine Beschäftigung für mich gefunden haben. Ich will mir heut Nachmittag ein paar Zeitungen kaufen und die angebotenen Stellen durchsehen. Vielleicht kann ich kleine Kinder unterrichten. Ich liebe Kinder so sehr!

Den 15. Mai. — Wie froh bin ich, daß ich mich entschlossen habe, ein Tagebuch zu führen! Ich hoffe, das tägliche Niederschreiben meiner Erlebnisse wird mich zum Denken anregen. Ich weiß, daß meine größten Fehler Eigenfinn und unüberlegtes Handeln sind. Sie tragen Schuld an meinem ganzen Unglück. Morgen Vormittag will ich mich zum ersten Mal um eine Stellung bemühen. „Eine junge Dame gesucht zum Unterrichten zweier Kinder in christlicher Familie mit zwei Diensthöten!“ heißt es in der Zeitung. Vielleicht ist das etwas für mich! Was die „zwei Diensthöten“ in der Annonce sollen, weiß ich zwar nicht; aber ich werde ja sehen!

Den 16. Mai. — Heut Vormittag machte ich mich auf den Weg nach der Sechsten Avenue. Frau Smith

war nicht unzufrieden mit meiner Handschrift, obgleich meine Hand vor Beklagenheit stark zitterte; auch lobte sie meine Kenntnisse im Französischen und Deutschen, trotzdem ich im Deutschen einen unrichtigen Artikel anbrachte und im Französischen den Genetiv mit dem Dativ verwechselte. Ich willigte gern ein, die drei jüngeren Kinder Nachmittags, nach dem Unterricht der beiden älteren, ein paar Stunden spazieren zu führen und wollte mich überhaupt im Hause nach Kräften nützlich machen — aber Frau Smith wunderte sich, daß ich nicht perfekt schneiden und nähen kann und fand, mein Benehmen sei nicht unterwürdig genug. Die Art wie ich das Haar trage, mißfiel ihr; sie würde niemals eine junge Person engagieren, die nicht glatt geschneit mit einem kleinen, bescheidenen Haarnoten im Nacken ginge. Das eigentliche Hinderniß jedoch war mein Anzug. Freilich muß es recht dumm von mir gewesen sein, in meinem modischen englischen Kostüm mit febergeschmücktem Rembrandthut Stellung zu suchen. Wenigstens gerieth Frau Smith bei Eingehen auf dies Thema rein außer sich und nickte mir kaum mehr zu, als sie ihren beiden Diensthöten befahl, „diese junge Person“ hinauszulassen.

Den 17. Mai. — Meine Wirthin war so freundlich, mich zu ihrer Schwester, die Schneiderin ist, zu führen. Diese will mir ein einfaches schwarzes Kleid nebst Jacke machen und dafür mein Kostüm und den seidenen Cape in Tausch nehmen. Auch gab sie mir zwei Dollars für meinen Rembrandthut, wofür ich mir einen kleinen runden Strohhut anschaffen werde.

Den 22. Mai. — Bis heute konnte ich mich noch keiner Stellung umsehen, weil ich mein schwarzes Kleid noch nicht hatte. Heut Abend ist es endlich gekommen. Es sitzt prachtvoll und kleidet mich mit dem schwarzen runden Hut vortrefflich.

Den 23. Mai. — Heute fuhr ich nach der 10. Straße.

Alle reißend, singend und schreiend. Das Ziel der Prozession war der Basillienplatz, an dem so viele Traditionen der Pariser Umwälzungen haften. Am Fuße der Jusskule wurde ein Holzschirm aufgestellt. Darauf kamen die erwähnten fragmentarischen Herrlichkeiten und auf die Spitze der Pyramide stellte man den Thronstuhl. Jetzt ward unter Anstimmung eines beliebigen Spottliedes auf den „Roi des agiotours“ — auf den König der Jocker — der Holzschirm angezündet. Als die Flammen den Thron ergrieffen, brach ein lautes schallendes Gelächter los und hochaufschlag die schwebende Lampe.

Der König war, als nichts mehr zu retten war, durch den Zundergarten gestoben. Hoffentlich waren nicht zu beschaffen gewesen, so bemühte man sich auf dem Concordeplatz um einige Miethswagen. Der König mit seiner Familie wurde erkannt. „Wessens! Schonung, Gnade für den König!“ rief ein Offizier. „Die soll er haben,“ antwortet man, „wie sind seine Mörder. Aber schnell auf und fort mit ihm!“ — Mehrere Tage irzte der König, sich verlorat glaubend, im Lande herum, um dann endlich auf einem englischen Dampfer die Ueberfahrt nach dem gallischen Weltanthen zu gewinnen.

So kästlich endete das durch die Antirevolution von 1830 auf den Thron gekommene Bürgerkönigthum. Das aufständische Volk erzwang die Proklamirung der Republik, die freilich nur so lange währte, bis Louis Napoleon sich nach wenigen Jahren durch den Staatsstreich zum französischen Kaiser machte.

## Aus Nah und Fern.

Ein tragisches Ende hat am Sonnabend Abend die 23jährige unverheiratete Schneiderin Anna Gesske in Berlin genommen. Das junge Mädchen hatte vor einigen Monaten die Bekanntschaft des Kaufmanns H. gemacht, der ihr die Ehe versprach. Die jungen Leute lebten in einer gemeinschaftlichen Wohnung in der Reichenbergerstraße und im Frühjahr sollte die Hochzeit stattfinden. Vor etwa 14 Tagen trat der Bräutigam eine Reise zu seinen Eltern nach Westfalen an, um dieselben zu bitten, ihm ein zur Etablierung eines Geschäftes notwendiges Kapital zu gewähren. Die Reise war jedoch erfolglos, da die alten Leute von der Verheirathung des Sohnes mit der mittellosen G. nichts wissen wollten. H. blieb bei den Eltern und schrieb auf Verreiben derselben seiner Braut, daß es am besten sei, die Verlobung zu lösen. Das bedauernde Mädchen richtete nun mehrere rührende Briefe an den Geliebten, deren Schluß stets lautete, daß, falls H. nicht zurückkehre, sie sich das Leben nehmen müsse. Als aber bis Freitag Morgen eine Nachricht von dem Kaufmann nicht eingetroffen war, schnitt sich die Verlassene die Pulsadern auf und wurde mehrere Stunden darauf fast verblüdet von Nachbarn in ihrer Wohnung aufgefunden. In hoffnungslosem Zustande wurde die Bedauernswürthe nach einem städtischen Krankenhaus geschafft, fast zu derselben Zeit, da ein Brief des Bräutigams entraf, in welchem ihr der Geliebte mittheilte, daß es ihm endlich gelungen sei, den Widerstand der Eltern zu besiegen und daß ihrer Verheirathung nichts mehr im Weg stehe. Das Mädchen verstarb am Sonnabend Abend, ohne ihr Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Zu Kreuze gekrochen ist Albert Kadnar, richtig Franz Böhler, der Verfasser der Broschüre über die Bodelschwingh'schen Anstalten bei Bielefeld, bekannt durch den Prolog, der mit Böhler's Verurtheilung zu zwei Jahren Gefängniß endigte. Aus dem Gefängniß in Wülfel schrieb Böhler an Pastor v. Bodelschwingh einen de- und wehmüthigen Brief, in welchem er diesen bittet, sich für seine Vergnadigung verwenden zu wollen. Herr Franz Böhler, gen. Kadnar, ist „klein“ geworden. In seiner Broschüre schildert er recht anschaulich das „Klein“ werden. (Seite 8—11). Herr Kadnar hätte nur dem Rathschlage seines Mitangeklagten zu folgen brauchen, als er mit seinem ersten Manuscript ankam: „die Broschüre nicht drucken zu lassen“, dann hätte er nicht nöthig gehabt, diesen Brief an Herrn Pastor v. Bodelschwingh zu richten.

Mein Geld geht zu Ende und ich habe noch immer keine Stellung!

Den 1. Juni. — Heute verkaufte ich meinen Trauring für drei Dollars. Nun kann ich wenigstens meine Wirthin die Miete für die letzte Woche bezahlen. Zuerst erschien es mir wie ein Frevel. Aber warum eigentlich? Ich habe den Ring noch nicht drei Wochen lang getragen; mein Gatte, mit dem ich kaum verbunden war, ist verschwunden — ich weiß gar nicht, bin ich eine verheirathete Frau oder nicht! Und ich muß doch essen und trinken!

Den 2. Juni. — Gestern Nachmittag, als ich wieder irgendwo abgewiesen worden war und trübselig nach Hause trottete, gucken mich zwei junge Mädchen ziemlich scharf an. Ich bin an so was gewöhnt und kümmerte mich nicht weiter darum. Plötzlich rief eine helle Stimme hinter mir: „Fräulein Douglas!“ Ich drehte mich um und erkannte zwei frühere Kolleginnen aus dem Arkadien-Circus. Die beiden Mädchen waren sehr freundlich, und wir gingen ein paar Minuten zusammen. Als ich ihnen sagte, daß ich Stellung als Lehrerin oder Verkäuferin suchte, schüttelten sie den Kopf. Die Eine gab mir daraufhin die Adresse ihres Vaters an, der Direktor einer Singpielhalle in der vierzehnten Straße ist. Dort könnte ich sofort ein Engagement mit fünfzig Dollars Gehalt per Woche erhalten.

Den 3. Juni. — Ich werde wohl den Direktor der Singpielhalle aufsuchen müssen, so sehr sich auch mein Inneres dagegen sträubt. Ich habe nur noch einen halben Dollar im Portemonnaie.

Den 5. Juni. — Gestern unterließ ich noch den gefürchteten Gang zu dem Singpielhallen-Direktor. Was meine Wirthin mir über bergleichen Etablissements erzählte, schreckte mich noch mehr ab. Noch eine einzige

Eine bekannte Gemeinde. Durch unrichtige Handhabung der Raakheizung wurde in der Kirche zu Breitenhagen (Sachsen) eine ganze Gemeinde während des Gottesdienstes betäubt; nur der Geistliche konnte das Freie erreichen und noch rechtzeitig Hilfe herbeiholen. — Der Geistliche muß eine sehr interessante Predigt gehalten haben!

Frankfurt a. M. Der Mensch als Appor-tirhund. Man schreibt der „Frankfurter Stg.“: Die empfindend brutale Jagdgeschichte, die Sie im Feuilleton unter obiger Spitzmarke tieferehängt haben, hat sicherlich manchen bieberen Spießbürger zu dem Ausruf veranlaßt: „So was Rehnliches könnte doch, Gott sei Dank, bei uns nicht vorkommen!“ Gemach, mein lieber Reichsoptimist, auch ich weiß eine erzählenswerthe Jagdgeschichte, die nicht in einem der Kulturländer da unten nah' bei der Türkei sich abgespielt hat, sondern viel weiter westwärts! Meine Geschichte hat noch den Vorzug, daß sie nicht, wie die erwähnte in Osmen spielenbe, das menschliche Gefühlsverletzt, sondern erheitert und wirt. Es ist nämlich in unserem Fall nicht ein armer Mensch durch die Macht des Geldbentels zur Leistung händischer Dienste verleitet worden, vielmehr hat sich der Held unserer Erzählung selber aus ureigenstem Entschluß zum Reichthum degradiert. Er ist auch kein bosnischer Bauer, sondern ein Edelster deutscher Nation, — der Name thut nichts zur Sache, wir wollen ihn „Herr von Canis“ nennen. Die Geschichte ist buchstäblich wahr. Am Oet der Handlung, den wir hier nicht näher bezeichnen wollen, weilte ein hoher Herr zur Jagd. Bei einer der Oberförstereien, die das Jagdrevier bilden, war nun ein echter und rechter Baron als Forstassessor angestellt, eben der Herr, dem wir das Pseudonym „von Canis“ beigelegt haben; selbstverständlich hatte er den Vorzug, die Jagden mitzumachen. Eines Tages kam man auf dem Pirschgang an ein kleines, aber sehr tiefes und reichendes Flüsschen, auf dessen kristallarer Wasserfläche sich, nichts ahnend von Menschenwitz und Menschenlist, ein riesengroßer Hecht wogte. Der hohe Jäger legte blühschnell an, die Büchse frachte und der Fisch hatte seine Kugel, er war aber nicht zu Tode getroffen, denn er blieb nicht auf der Oberfläche, sondern schoß in die Tiefe. Dies sehend, warf der Forstassessor mit Blühschnelle seine eigene Büchse weg und stürzte sich kopfüber in den Fluß. Das Glück war ihm günstiger als dem Zwerg Alberich bei seinem Haschen nach den Rheintöchtern, denn schon nach wenigen Augenblicken hatte Herr von Canis die Gemüthung, dem hohen Herrn den Hecht, ein Nieseneemplar, zu Füßen zu legen. Die Geschichte spielt nicht im Britalter der Romantik, sondern im letzten Decennium des 19. Jahrhunderts, der Fürst winkte deshalb auch nicht der lieblichen Tochter, sondern einem Höfling und der Forstassessor hatte seinen „Vogel“ im Knopfstoch. Das ist nun Alles recht schön und gut und dem Vasallen, welcher seinem Lehnsheern so prompt zu Wasser und zu Lande gehdient hatte, war die Auszeichnung gewiß zu gönner, allein — des Lebens ungemüthliche Freude wird keinem Sterblichen zu Theil! Auch da, wo unsere Geschichte spielt, giebt es Mörtler, das Mörteln ist anstehend wie das Gähnen, und wie die Alten fingen, so zwitschern die Jungen. Unser Held hatte öfters den Schmerz, daß ihm, wenn er im Bewußtsein seiner Pflichtenrückung die Miniaturausgabe seines „Vogels“ spaziertrug, die Straßengugend aus sicherer Entfernung nachrief: von Canis, apporte! Das war sicherlich nicht schön von der lieben Jugend, glücklicherweise dauerte es auch nicht lange, denn der Assessor wurde bald darauf zum Oberförster befördert und kam durch diese Beförderung in ein milderes Klima. Möge ihm dortselbst ein langjähriger Besitz und Genuß

Annonce habe ich mir aus der Zeitung herausgeschnitten. Vielleicht glückt es mir, in der Kunsthandlung von Robert Davis anzukommen.

Klopfenden Herzens begiebt Irene sich am nächsten Morgen auf den Weg nach der Kunsthandlung von Robert Davis.

Wird sie endlich Glück haben und die so heiß ersehnte Anstellung finden? Oder wird sie an den folgenden Abenden inmitten einer ganzen Reihe decollectirter Damen auf der Bühne sitzen und einem Parlett von Lebemännern und unreifen Burtschen ihre Liedchen vorsingen?

Irene zittert bei dem Gedanken. Ach, lieber die untergeordnetste Stellung als das.

Als sie das ausgedehnte Geschäftslocal in der Broadway betritt, möchte sie am liebsten gleich wieder umkehren.

Dort, in einer Ecke des Saales, sitzen bereits wartend sieben oder acht junge Damen. Soeben will sie sich ihnen zugesellen, als aus der Seitenthür ein junger Mann sich ihr nähert.

„Wollen Sie die Güte haben einzutreten, mein Fräulein.“

Berwundert folgt Irene der einladenden Handbewegung.

Im Nebenzimmer, dem Privat-Comptoir des Chefs der Firma Robert Davis u. Co., erhebt sich bei ihrem Eintritt ein schon alllicher Herr von seinem Sessel am Pult.

Mit ein paar höflichen Worten erklärt er ihr, daß er für seinen Kunstpavillon auf der Chicagoer Ausstellung eine junge Dame als Repräsentantin suche und daß er glaube, in ihr das Richtige gefunden zu haben.

seines „Vogels“ von der gütigen Diana beschieden sein! Sicherlich werden dereinst seine Enkel neidgeliebten Epigonen erzählen, daß ihr Ahnherr schon betört worden sei, bevor er noch das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hatte. Honni soit qui mal y pense! Doch halt, das ist ja die Devise des Hosenbandordens und unsere Geschichte spielt nicht bei den Nordseeinsulanern, sondern im lieben Vaterlande!

Veranstaltung einer Märzfeier hatten in Bernburg die Parteigenossen bei der Stadtverordneten-Versammlung beantragt. Der Antrag wurde selbstverständlich abgelehnt; charakteristisch für das heutige Bürgerthum ist es aber, daß die Ablehnung einstimmig erfolgte.

Ein Mordbrausch. Studenten sitzen zusammen und erzählen sich allerlei Tollheiten und betrunkenere Geschichten. Zuletzt ergreift einer das Wort, von allen im Biertrinken die tüchtigste Kraft: „Das war alles noch jarnichis, Kinder. Seht ihr, ein Freund von mir war einmal so bezech, daß, wie er abends nach Hause kam, statt sich in's Bett zu legen, er die Stiefel in's Bett legte, und statt der Stiefel sich vor die Thür stellte. Und das merkte der Mensch erst, als er am anderen Morgen gewischt wurde!“ („Simplicissimus“)

Auch eine Teufelsinsel. Sechs politische Verbrecher, welche an der Verschwörung gegen den Präsidenten der Brasilianischen Republik theilhaftig waren, welcher im letzten October das Leben des Kriegsministers zum Opfer fiel, wurden in der vorigen Woche von Rio de Janeiro nach der Insel Fernando de Noronha gebracht. Dieses Eiland, wo Brasilien eine Strafanstalt eingerichtet hat, liegt mitten im Atlantischen Ozean, 350 Kilometer ostnordöstlich vom Kap San Roque, der östlichsten Spitze der Brasilianischen Küste. Die Insel ist von vulkanischer Entstehung und hat eine Oberfläche von 15 Quadratkilometer; nordöstlich schließen sich einige kleine Inselchen an, während im Süden der Zugang durch Riffe gefährlich gemacht wird. Von dem südamerikanischen Festlande wird die Insel durch ein Meer von 3000 Meter Tiefe getrennt. Die vulkanische Lava, die den Boden der Insel bildet, ist alten Ursprungs, wenigstens ist seit der Entdeckung des Eilandes durch portugiesische Seefahrer im Jahre 1503 ein vulkanischer Ausbruch nicht mehr erfolgt. Seit die Korallen ihre Riffe um die Insel zu bauen begonnen haben, hat sich dieselbe um etwa 150 Meter gesenkt. Auf der kleinen Fläche liegen mehrere Dörfer, die Küste bildet hier und da Buchten und Häfen, der Boden wechselt angenehm zwischen Ebene und Hügel und einige Bergspitzen bieten sogar einen köhnen, großartigen Anblick. Die Küste wird von hohem Felsgefäde eingerahmt, das im Norden von einem pyramidenförmigen Gipfel von 305 Meter Höhe gekrönt wird, einem alten Vulkan, der wie ein riesiger Luchthum dem herannahenden Schiffe den Weg zeigt. Das Klima ist tropisch, aber sehr gesund, der Wind der Sonne wird durch die Seebriisen gemildert. Der Erdboden besteht aus einem köhlichen Thon, der so fruchtbar ist, daß er oft 3 bis 4 Ernten im Jahre abwirft, falls nicht Regenmangel eintritt. Freilich bleibt der Regen alle 2 bis 3 Jahre einmal ein ganzes Jahr völlig aus. In günstigen Jahren wird Mais, Maniok, Zuckerrohr und Arcaas gebaut. Die einzige Stadt Remedios liegt auf der Nordseite, in ihr befindet sich die Festung und das Gefängniß. Sie hat 2000 Einwohner außer den Beurtheilten, die in der Zahl von 1300 bis 1500 theils in der Stadt, theils auf den Pflanzungen arbeiten. Nach dieser Schilderung werden es die brasilianischen Nordbuben sicher ein gut Theil besser haben als der arme angebliche französische Verräther auf der Teufelsinsel.

Ehe Irene sich für dies Entgegenkommen bedanken kann, entnimmt Robert Davis einer Schublade seines Pultes eine Photographie.

„Nennen Sie die Dame?“ fragt er freundlich, das Bild Irene reichend.

Ein leiser Schrei springt von ihren Lippen. Sie blickt auf ihr eigenes Portrait.

(Fortsetzung folgt.)

## Litterarisches.

Die Lage der Arbeiter in der sächsischen Ober-Lausitz. Nach statistischen Erhebungen bearbeitet von Edmund Fischer. Verlag von Otto Buchholz, Bittau (Zuener Ombiner Straße 26). Preis 25 Pf.

Die 3 Bogen starke Broschüre giebt ein vollständiges Bild von der Lage der Arbeiter in der sächsischen Ober-Lausitz. Die Arbeits-, Einkommens-, Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse, Bildungsbestreben u. s. w. Der Arbeiter, besonders der Textilarbeiter, Konfektionsarbeiter, Bergarbeiter, Metallarbeiter, Zigarrenarbeiter u. s. w., werden durch eine mit großem Fleiß vorgenommene statistische Untersuchung, durch Schilderungen, Arbeiterbudgets u. s. w. klargelegt. Außerdem enthält die Broschüre das Wesentlichste aus den Untersuchungen der Herren v. Schlieben und Dr. v. Nechenberg über die Einkommens- und Ernährungsverhältnisse der Handwerker in der Amtshauptmannschaft Bittau. Im Schlußkapitel giebt der Verfasser Mittel und Wege an, durch welche die Lage der Arbeiter gehoben werden kann.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Diez Verlag) ist soeben das 21. Heft des 16. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor:

China im Reichstag. — Der Kampf im englischen Maschinenbauergewerbe. Von Ed. Bernstein. — Die Thätigkeit der Anstiehlungskommission in Polen und Westpreußen. Von J. Karsti. — Der Verfall des Bädergewerbes — Notizen: Die Erwerbung der Kioatschan-Bucht. Der Kampf der Nationalitäten in Oesterreich. Von Verus. Ueber die Ausfuhr und Einfuhr deutscher Bücher. Deutschlands Produktion an Biegelsteinen im Jahre 1896. Ein neubauernder Fisch — Feuilleton: Zur gesellschaftlichen Entwicklung im alten Babylonien. Von K. Niebuhr.